Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [2]

Artikel: Jochem Steiner [Fortsetzung]
Autor: Roelli, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587551

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dieſer blumenhaften Lippen rann dem Manne ins Blut, am liebſten hätte er ſie auf den Mund geküßt. Statt deſſen nahm er ihre beiden Hände in ſeine Rechte, ſah ihr in die Augen und ſagte: „Wie alt biſt du?“

„Das weiß ich nicht,“ gab ſie Antwort.

„Und wie heißt du denn?“

„Naiſſa.“

„Leb wohl, Naiſſa, und vergiß mich nicht!“

„Naiſſa vergißt ihren Herrn nicht.“

Er ging von dannen und ſuchte den Heimweg, tief in Gedanken, und als er ſpät in der Dunkelheit ankam und in ſeine Kammer trat, bemerkte er erſt jetzt, daß er heute keinen einzigen Schmetterling oder Käfer, nicht Blatt noch Blume von ſeinem Ausflug mitgebracht hatte. Seine Wohnung aber, das öde Junggeſellenhaus mit den herumlungernden Dienern und dem kühlen mürriſchen Herrn Bradley war ihm noch nie ſo unheimlich und troſtlos erſchienen wie in dieſer Abendſtunde, da er bei ſeiner kleinen Oellampe am wackligen Tiſchlein ſaß und in der Bibel zu leſen verſuchte.

(Schluß folgt).

Jochem Steiner.

Nachdruck verboten.

Eine Geſchichte von Hans Roelli, Zürich.

8.

Im großen Tellſaal krachen die Dielen und Wände. Tiſche und Stühle ſind an die Fenſter gerückt worden, damit die Saalmitte zum Tanzen frei bleibt. Für die Muſik hat der Wirt „d'Bühni“ herrichten laſſen. Da ſitzen die drei vom Mitteldorf und ſpielen auf. Des Baumgartners Johann ſtreicht die Geige. Ein Geſicht macht er dazu, wie wenn er allerhand Schwerem nachzuſinnen hätte. Der Tobelköbi ſpielt die Harmonika. Mit dem Kopfe wackelt er beſtändig hin und her. Er tut es des Taktes wegen. Der goldene Schumer [1]) am rechten Ohrlappen wackelt mit. Man könnte ihn klingeln hören, wenn die Buben nicht ſo ſchreien und jauchzen würden. Der Köbi iſt Senn. Oben auf der Gmüldenalp. Der dritte iſt Bernets Bub mit ſeinem Hackbrett. Seine zwei Stecklein hauen auf die Saiten los, als wolle er ſie totſchweigen und nicht ſingen laſſen.

Die Buben und Maitli tanzen. Die meiſten kenne ich. Ein paar wundern ſich, daß ich auch zum Tanzen gekommen bin. Häſſigs Sepp fängt an zu ſchreien: „Steiners Jochem hat es mit der Annä vom Oberdorf! Buuus-ho-ho-ho!“

Alle lachen. Ich lache und ſchreie und jauchze mit. Ich tu's der Annä zulieb. Sie hört mich gern jauchzen. Sie iſt ein ſchmales zartes Ding mit dunkeln Augen, die immer fragen möchten. Man weiß nur nicht was. Das braune Haar hat das Maitli in dicken Zöpfen um den Kopf gedreht. Mit dem Silberpfeil hält ſie es feſt. Ich habe die Annä eigentlich lieb. Sie ſpricht wenig, dafür leis und gut. Das habe ich gern an ihr, dann auch das Geſicht. Man ſieht faſt nur die Augen darin, ſo ſchön ſind ſie.

„Annä, magſt den Wein nicht, er iſt doch gut! Stoß mit mir an!“

Sie ſchaut mich an und vergißt zu trinken.

„He, Annä, du mußt trinken ... Willſt Krämlein dazu?“

„He, Jochem, zahl einen Doppel! D' Annä und du, ihr werdet wohl miteinander verſprochen ſein! Zahl einen!“

Des Tellwirts Kaſper langt mit ſeinem Glas zu mir herüber und ſtößt mit mir an. Der Annä ſteigt das Blut ins Geſicht. Sie bricht ein Krämlein in kleine Stücke, ißt aber nicht davon.

„Ich zahl' ſchon, Kaſper, wegen dem lumpigen Zweifränkler ...“

Ich zieh' den Geldbeutel herfür und laſſe das Silber darin klingeln.

„Buuus, ſinget mer äs ... Buus, duüi ah-ho-dü üh —“

Wir rücken näher zuſammen und fangen an: „Daar i nöd a bitzeli, daar i nöd ä chli, daar i nöd ä bitzeli luſchtig ſi ... lo düo o lü dü ja oh ... buus ...“

[1]) Ohrring.

„Ja, ſo, Jochem, ſo iſt's recht, uh-oooo! He, d'Muſik ſoll wieder aufſpielen!“

Von allen Tiſchen tönt Geſchrei und Gejohle. Die Annä tanzt leicht. Ich drücke ſie feſt an mich. Es tut gut, etwas Liebes im Arm zu halten. Ich möchte wiſſen, ob das Maitli mich lieb hat. Aber ich mag ſie nicht darum fragen. Ich will ihr friſchen Wein einſchenken; aber ſie wehrt mir, zieht das Glas zurück und ſagt: „Jochem, ich möcht' heim, ich bin müd!“

„Ja, dann gehen wir halt! He, Babä, zahlen!“

Draußen iſt's kalt. Die Luft iſt von einer ſeltenen Friſche. Man holt ſo recht Atem und kühlt ſich das heiße Geſicht ab.

„Biſt du bös mit mir, Jochem, daß ich ſchon gehen wollte?“

Ernest Biéler, Savièse. **Henry van Muyden** (Savièse 1910).

„Warum nicht gar, Annä!“

Goldige Sterne hängen hoch über dem Tal und über den Bergen.

„Du, Annä, die Sterne tanzen auch, lueg!“

„Tanzen?“ Und sie lacht leise.

„Ja, weißt, die Sterne zittern so, und da ist mir das mit dem Tanzen in den Sinn gekommen!“

Das junge Maitli geht wortlos an meiner Seite bergan.

„Du, Annä, ich möchte deine Hände halten... Wir machen's wie Zimmermann Forrers Kinder: die gehen Hand in Hand. Darf ich ... du?“

„Ja.“ Sie sagt es so, als würde sie es zu sich selber sagen. Aber bis wir ins Oberdorf gekommen sind, hat sie recht deutlich zu mir geredet. Sie sei mit Ammanns Bub von Bergkirch versprochen und...

„So ... so,“ habe ich dazu gesagt, „so ... so!“

Ich hab' der Annä noch gut Nacht gesagt und bin gegangen. Sie hat leise geweint.

Ich gehe bergab. Die Sterne tanzen. Das Maitli hat mir nicht weh getan. Sie hat dunkle liebe Augen und eine weiche liebe Stimme. Aus der Wirtschaft dringt das Gejohle der Buben und Maitli. Sie freuen sich alle. Hab' ich nicht auch gesagt, daß ich mich heute lustig machen wolle? Hä!

9.

Die Zeit hastet vorüber. Ich bin schon ein drittes Mal mit in die Alp gefahren. Mit dem Friedel komme ich jetzt gut aus. Ich sei stärker und breiter geworden, das gefalle ihm, sagt er. Jeden Sonntag ringen und schwingen wir miteinander. Es macht ihm Mühe, mich zu werfen. Ich wehre mich nach Kräften. Der Friedel ist sechs Jahre älter und auch geübter als ich. In Bergzell hat er am letzten Schwinget einen Kranz geholt. Damit schmückte er seinen Hut und zeigte sich im Dorf und im „Tell“. Die meisten hatten Freude am Kranz und an seinen weißroten Seidenbändern. Nur der steinalte Elias Mettler hat vor sich hin gebrummt: „Dä domm Narr, für so ä loftigs Chränzli so ä Gschrä väfüehre ... Wänn i no jong wär, bim Schtrohl, däm würd i d'Schnörre schtopfe!“

Der Friedel aber denkt, es sei eine Ehre, mit einem Kranz auf dem Hut herumlaufen zu können. Er hat recht. Vielleicht hole ich mir selbst einmal Kränze — so mit Bücherschreiben. Ihr lacht! He, es wäre möglich. Allerdings holt einer sich mit starken Fäusten leichter Kränze als mit dem Geschichtenschreiben.

Ich schreibe Verse. Ich tu's heimlich. Ich zeige sie niemandem. Es mögen armselige Verse sein; aber sie nützen mir doch: sie machen ruhig und zufrieden.

Der Hangueli war heute bei uns auf der Alp oben. Er kaufte Sauerkäs und erkundigte sich nach dem Vieh. Ob's gut gehe. So ganz nebenher sagte er auch, die Leni sei krank, sie werde wohl bald dran glauben müssen. Es sei auch besser; sie müsse so nur leiden.

Ich gehe zur Leni. Ich will sehen, wie es ihr geht. Ich bringe ihr Alpenrosen- und Bergasternsträuße mit. Sie ist bleicher als sonst. Ihre Augen glänzen. Ich lege die Blumen aufs Bettkissen. „Wie geht's, Leni?“

„Dank, Jochem, Dank, Dank! Es geht schon. Ich habe heute nacht recht gut schlafen können. Es geht schon ...“ Sie richtet sich ein wenig auf; es macht ihr Mühe. „Bueb, du siehst gut aus! Bist noch auf der Alp oben?“

„Ja, Leni, der Friedel kann's nicht allein machen. Wir haben doch sechsundzwanzig Stück Vieh. Da gibt's Arbeit genug. Und dann ...“ Ich fange an zu lachen; denn ich denke an die Verse.

„Und dann?“ Die Leni möcht's wissen.

„Ja, weißt, ich schreibe so hin und wieder ... So Verse...“

Die Leni tut gar nicht erstaunt, als sie das hört. Sie sagt nur: „Du wirst noch ein Bücherschreiber, Bueb... Kannst du die Verse auswendig?“

Ja, ich kann's schon, aber das gutdeutsche Reden fällt mir schwer!“ Ich lache.

„Tut nichts, Bueb, sag' deine Verse!“

Ich rede leise.

Die Mutter starb. Ich ließ es geschehn —
O könnt ich die Mutter noch einmal sehn!
Die Mutter starb. Sie sagte kein Wort.
Herzlose Menschen trugen sie fort
Und legten sie in ein Grab hinein
Und ließen mich stehn im Leid allein.
Und keiner von allen dachte daran,
Wie eine Mutter liebhaben kann!

Die Leni schaut zum Fenster hinaus und sagt kein Wort. Draußen ist es grau und schwül. Es kommt kein Licht, es kommt kein Regen. Der Tag sinnt etwas Traurigem nach. Die Kirchenuhr schlägt. Fünfmal, kurz und hart, wie verstockt. Die Berge geben kein Echo zurück. Sie sinnen auch. Es geht dem Herbst entgegen. Jeder Herbst ist schön. Seine Tage sind meist still und klar, aber immer auch von einer leisen Traurigkeit. Die Natur ahnt das Traurigwerden voraus. Manche Menschen auch...

„Du, Leni, was denkst?“

Sie schaut nicht vom Fenster weg und sagt langsam: „Ja, das Gedichtlein ist lieb ... Ja, Bueb, es ist lieb!“

10.

Ich gehe selten zur Kirche. Der Vater geht seit dem Tod der Mutter überhaupt nicht mehr hin. Der Pfarrer weiß das. In

Henry van Muyden, Genf. **Waadtländer Küche** (Oelbild 1904).

Henry van Muyden, Genf. **St. Johannisfeuer in Savièse** (Kohlenzeichnung 1911).

den Predigten spricht er öfters von den Leuten, die nicht z'Kirchen gehen und Heiden seien. Der Vater lacht darüber. Wenn es ja sein müsse, könne einer daheim in der Kammer beten. Deswegen brauche einer nicht so vernarret z'Kirchen z'laufen. Der Vater hat recht. Am Sonntagmorgen ziehe ich lieber in die Berge hinaus. Da hat es eine Kirche, die der Herrgott selbst gebaut hat, die weit und doch still ist und ein himmelblaues Dach und Wände von Felsen hat. Und der Pfarrer, der da predigt, ist der Herrgott selber. Die Frommen laufen in die kleine Dorfkirche und wollen den Herrgott hören und hören den Pfarrer. Aber wenn ich die Kirchenspringer in die Berge hinausführen und zu ihnen sagen würde: „So, ihr Leute, horcht jetzt: Gott spricht! Er sagt alles schlicht und lieb, kein Mensch kann so lieb reden ...", sie würden den Kopf schütteln, davontrampen und überall verkünden: „Steiners Jochem, der junge, ist hintersinnet! Man sollte den versorgen! Es wäre beim Hagel besser ..."

Heute ist ein kalter Frühsonntagmorgen. Man sieht den Bergen und dem Himmel die Kälte an. Ich gehe zur Leni. Ich will ihr die letzten Astern aus unserm Garten bringen. Die Leute am Hang fragen mich, wo ich hin wolle. Sie tun das sonst nie.

„He, in die Nebenkammer zur Leni!" sage ich.

Da fängt des Hangbauern Weib zu flennen an. Der alte Hangbauer steht langsam auf, stellt sich vor mich hin und sagt: „D' Leni ist heut nacht gestorben!"

Ich starre den Bauern an. Ich glaube, er macht den Narren.

„Ja, Bueb, 's ging rasch. Sie hat auf einmal so gekeucht und sich gewehrt, aber es ging halt nicht mehr, und dann..."

Ich gehe in die Kammer. Ich mag des Bauern Gered nicht hören ... Das Bett ist ganz weiß überzogen. Drin liegt die Leni. Still und bleich. Ganz still und bleich.

„Leni, du ... du ... Leni, hör doch!"

Sie hört nicht. Sie ist tot.

Die Sonne steigt hinterm Wald auf. Licht, viel Licht streicht über das schweigsame Gesicht. Auf dem Boden liegen lustig geformte Streifen und Tüchlein herum. Wie damals.

Ich will niederknieen und beten. Nein, ich will die kalten Hände der Toten auf die Bettdecke legen. Dann muß das Licht über Gesicht und Hände fließen. Das Licht weckt zum Leben. Es will mir nicht in den Sinn kommen, daß es nur Schlafende oder auch Kranke zu neuem Leben und Schaffen wieder weckt, nie Tote ...

Ich drücke die Astern in das Kissen hinein, nah dem stillen Gesicht. Wie die Blumen leuchten! Sonderbar! Wenn die Tote die Augen auftun könnte, würde man in ihnen das Leuchten sehen. Aber jetzt leuchten nur die Blumen und die Sonne, die zu den Fenstern hereinschaut und sich freut und nicht weiß, daß da die tote Leni liegt ...

Sie haben Halters Leni zu Grabe getragen. Die Rös band mir alle Blumen, die noch im Gärtlein blühten, zu einem Kränzlein zusammen. Das Kränzlein habe ich auf das frische Grab gelegt. In der Kirche war ich nicht mit dabei. Das haben sich die Leute denn auch gemerkt und in der Gemeinde herumgesagt. Zu ihren Lebzeiten all Tag bei der Leni hocken, das hätt' der Bub getan, aber für sie z'Kirchen gehen — das könne er nicht. Ja, so geh's halt: seit Steiners Weib nicht mehr lebe, seien die auf dem Bodenheimet gottlos geworden!

Der Hangbauer hat mir die Bücher gebracht, die der Leni gehörten. Sie wären mein. Es stehe so in ihrem letzten Willen

geschrieben. Ich habe mir für die Bücher ein Gestell zusammengezimmert. Das steht jetzt in meiner Kammer oben, nah am Fenster und so, daß ich jedes einzelne Buch leicht herausgreifen kann, wenn ich darin lesen will. Ich lese oft. Der Vater sagt nichts dazu; nur der Friedel brummt und meint, ich dürfte ihm besser aushelfen.

11.

Ich stehe im Gaden drüben und schneide Futter klein. Da ruft die Rös: „Jochem!"

Dann sagt sie mir leise ins Ohr, als wäre es ein Geheimnis: „Du, der Lehrer Aerni sitzt in der Stube und möcht' mit dir reden!"

„So, nimmt mich wunder, was der will ..."

„Tag, Herr Lehrer, willkomm!"

„Dank, Jochem! Kommst vom Schaffen?"

„Ja, grad vom Futterschneiden!"

„So, so. Ja, willst nicht sitzen?" Ich rücke einen Stuhl heran.

„Die Leni hat mir deine Gedichte — es mögen so ein Dutzend sein — hinterlassen. Sie hat es so wollen. Ich war erstaunt. Du hast mir nie gesagt, daß du schreibst. Nun, die Gedichte sind nicht schlecht, und der sie geschrieben, hat Talent."

Ich merke wohl, wo der Lehrer mit seinen Worten hinaus will, und sage: „Herr Lehrer, da dürft Ihr ruhig sein. Die Verse hab' ich selber geschrieben. Uebrigens könnte das ein anderer auch so z'wegbringen. Es muß einer nur Freud an seinen Bergen haben und ..."

„Ja, Jochem, das möcht' ich nicht glauben. Talent muß da sein, das läßt sich nicht erlernen. Bloßes Talent genügt allerdings nicht. Man muß sich bilden und das Talent seinen Erfahrungen anpassen lernen. Und das ist es jetzt eben. Da oben verkümmerst du. Dieses Leben macht dich einseitig, und ich möchte bezweifeln, ob du darin deine Befriedigung finden wirst. Du solltest dich schulen lassen. Die Schule regt dich an. Sie lehrt dich vor allem die Geschmeidigkeit der Form, die deine Gedanken leichter und auch richtiger in Worte modelt ..." Ich merke, der Lehrer gerät ins Feuer; da wäre mein Dreinreden nicht am Platz. „Deine Verse zeigen, daß du gut beobachtest. Phantasie ist auch da, nur entspringt sie mehr der scharfen Beobachtung und nicht eigentlichen Kopfträumereien. Und das ist gut ... Ich habe letzte Woche im ‚Tell' unten mit deinem Vater geredet und gemeint, du solltest dich in der Stadt bilden lassen. Dein Vater sagt, du solltest damit noch ein Jahr zuwarten. Dann wirst du volljährig und kannst dich selber regieren. Was meinst du dazu?"

„Ja, Herr Lehrer, ich will es mir überlegen. Ein Jahr bleib' ich sowieso noch hier, und da werd' ich Zeit haben, eine rechte Antwort zu finden!"

„Tu das, Jochem! Mich würde es freuen, wenn du dich dazu entschließen könntest. Wenn du Bücher lesen willst, so komm zu mir!"

„Dank, Herr Lehrer, ich komme gern einmal bei Euch vorbei ..."

Ich glaube, die Rös hat wieder einmal gehorcht. Die Küchentür fiel so hastig ins Schloß, als ich den Lehrer hinausgeleitete.

„Du, Bueb," sagt sie, „tu das nicht!"

„Was denn, Rös?"

„Ja, ich meinte ..."

Sie stockt und wird rot.

„So, hast wieder gehorcht? Ja, weißt, das ist nicht schön!"

Ich laufe in den Gaden hinüber. Ich kann ihr doch nicht bös sein. Sie meint es ja auch gut mit mir. In ihrer Art.

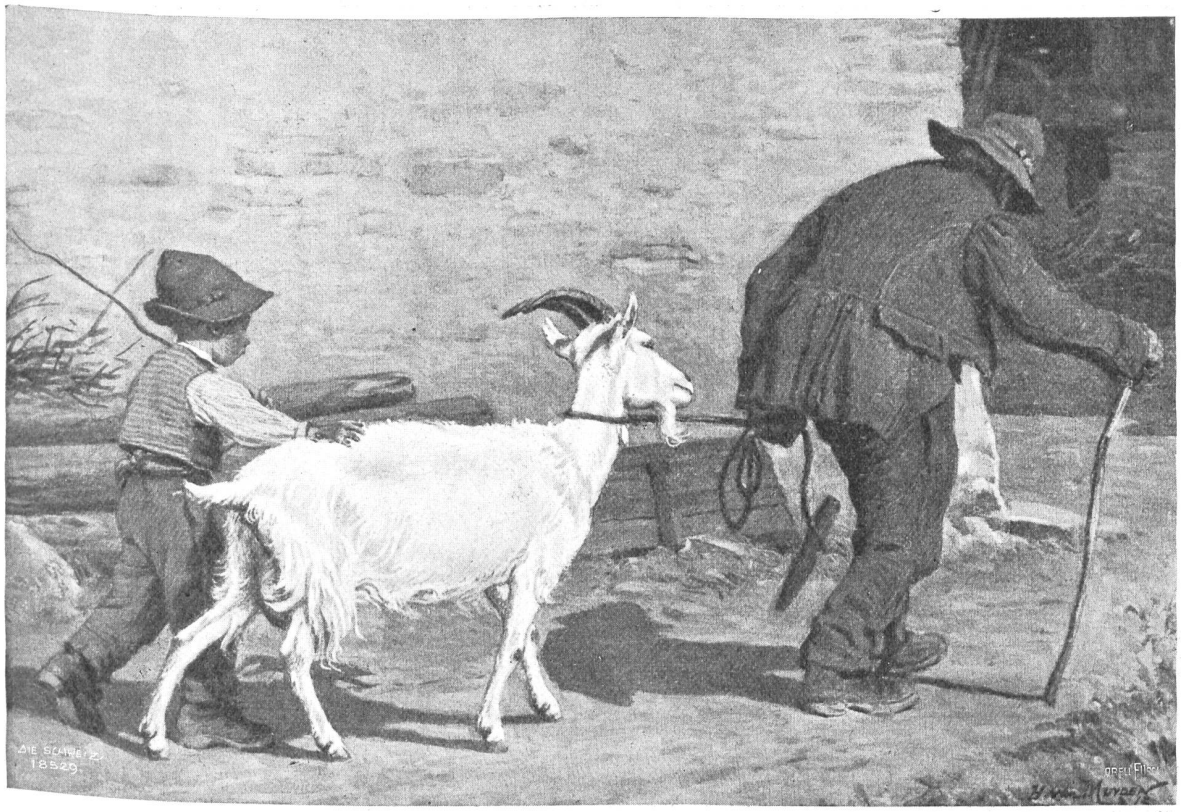
Also in die Stadt könnt' ich! Der Lehrer hat mich mit seinen Worten nicht überrascht. Ich habe selber schon daran gedacht. Es ist schwer, die Berge zu lassen. Aber es muß gehen! Ich möchte lernen. Ich will auf die Schule. Ich will mit dem Vater reden.

Der Vater ist im Grund hinten und führt Mist aus. Ich frage ihn, was er vom Stadt- und Schulgehen halte.

„Bueb, mit dem Studiertwerden ist's eine Sache! Es ist kostlich, und ob dabei viel herausschaut ...Nun, wenn der Lehrer meint, daß du studieren sollst, würd' ich's probieren. Ich muß mit dem Friedel wohl zeitlebens allein schaffen. Wenn du aus der Stadt heimkommst, wird dir das Bauern wohl verleidet sein. Nächsten Herbst wirst zwanzig und volljährig. Dann kannst tun, was du willst..."

Der Lehrer Aerni hat sich anerboten, mir den Winter hindurch Stunden zu erteilen. So zweimal in der Woche. Ich gehe gern zu ihm. Er hat eine heimelige Stube. Nur der Bücherschrank paßt nicht in die niedrige Stube hinein. Er ist zu groß. Aber köstliche Bücher stecken in dem Schranke. Da sind die Bände der großen Dichter oder Klassiker, wie man sie nennt. Ich habe Freude an den Stunden. Ich erlebe Neues, Ungeahntes. Wir lesen aus Goethe, Schiller, Lessing, aus Lenau, Eichendorff und andern. Eichendorff ist mir der liebste von allen. Er spricht aus dem Herzen, natürlich und schlicht. Das packt. Der Lehrer sagt, ich lerne leicht. Nach einer Stunde hat er mir aus Freude darüber unsere Berglieder auf dem Klavier vorgespielt. Da habe ich mich denn nicht mehr halten können, und ich jauchzte mit, daß die Wände krachten. Der Leh-

Henry van Muyden, Genf. **Mädchen aus Saudères (Val d'Hérens) mit Geiß.**
(Oelbild 1908).



Henry van Muyden, Genf. **Alter mit Geiß** (Motiv aus Savièse, 1912).

rer hat gelacht und seiner Frau gerufen. Sie ist eine von Bergzell herauf.

„Du, Nina, tu gradhalten; der Jochem da kann jauchzen, daß man's über die Felsen hinaus hören könnte!"

Die Lehrersfrau hat eine glockenhelle Stimme, und gradhalten kann sie, als wäre sie ein Bergbauernmaitli.

Die Lehrersleute mögen mich wohl. Der Lehrer sagte auch: „D'Leni hat dafür gesorgt, daß du mitsamt deinen Versen zu Menschen kommst, die dich verstehen wollen."

Solche Worte tun gut. Solche Worte höre ich daheim nicht oft. Der Vater hat nicht Zeit, sich mit meinen Schreibereien abzugeben. Es sei eine Spielerei, er wolle erst einmal sehen, ob ich damit Geld machen würde ... Das Bergzeller Blatt hat zwei meiner Gedichte angenommen und mir dafür fünf Franken ins Wildenmatter Posthaus geschickt. Aber der Vater höhnt mich: „Bueb, in der strengen Zeit verdient jeder Knecht im Tag seinen Fünfliber; dazu braucht man kein Studierter zu sein! Dicke starke Hände zum Schaffen braucht einer und den Willen dazu!"

(Fortsetzung folgt).

Henry van Muyden[1].

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbeilagen und zwölf Reproduktionen im Text.

Er hat spät angefangen, der Genfer Maler Henry van Muyden. Mit fünfundzwanzig Jahren. Und erst, nachdem er ein halbes Jahrzehnt hindurch auf einer Bank, später in einem Geschäftshause, dem Wahn gelebt hatte, seine Bestimmung sei die Laufbahn des Kaufmanns. Das ist seltsam. Denn als Sohn und Bruder und Großneffe von Malern, dem überdies der renommierte und bewunderte Vater frühzeitig die ersten Handgriffe des Malermetiers beigebracht hatte, und ausgestattet mit einem nicht gerade unwiderstehlichen, immerhin aber doch recht fühlbaren Hang zur Kunst der Linien und Farben, hätte der junge Mann über seinen wahren Beruf von Anfang an besser orientiert sein können und müssen. Das Genie offenbart sich — trotz Conrad Ferdinand Meyer, Spitteler,

Henry van Muyden, Genf. „Germain" (Tempera).

Arnold Ott und andern — schon „in den Windeln". Und es ist ein altehrwürdiger Brauch, daß die Söhne berühmter Väter mit deren Habe zugleich auch deren Beruf erben ... Henry van Muyden dachte anders. Die Erinnerung an die Künstlergeschlechter der Bach und Strauß und der Neuenburger Robert ließ ihn ebenso kalt wie der Umstand, daß auch die Söhne der Böcklin und Segantini und sein eigener Bruder, der Tradition Treue haltend, in die väterlichen Fußstapfen traten. Auf sein Inneres lauschte er. Und er ließ sich stoßen. Wie er es immer getan hat und auch heute noch tut. Trotz der energischen äußern Haltung und der strammen ziel-

[1] Vgl. „Die Schweiz" V 1901, 437. 472/73. 480. 553/76. VI 1902, 9. 305/12. 438. 440. VII 1903, 17. 41. 73. 105. 458. VIII 1904, 169/72. 349. XV 1911, 406 f.